1/2016 CHF/EUR 10

CAMENZIND PRÄSENTIERT:

#18

DIE PROVINZ LEBT!

Olga Konovalova

Andreas Schmitt

Andy Westner

William Davis

Gregor Harbusch

Laura J Gerlach

Jörg-Philipp Zaugg

Ausserdem:
Das grosse Interview mit Thomas Hasler
und Astrid Staufer
Tierposter für die Wand
Wanderkarten und tolle Werbung

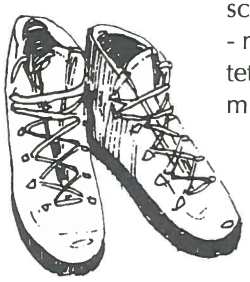
„Hier können wir es so machen, wie wir es wollen."

Zu Besuch bei Thomas Hasler und Astrid Staufer. Ein Interview irgendwo zwischen Provinz und Agglomeration

Ein kleiner Fussmarsch vom Bahnhof Frauenfeld liegt hinter uns. Wir betreten das Büro von Staufer & Hasler durch einen der zahlreichen Seiteneingänge und stehen unmittelbar vor den Schreibtischen der Architekten. Nachdem wir etwas irritiert beäugt wurden, werden wir jedoch in die richtige Richtung gewiesen. Wir treffen auf Astrid Staufer, die uns erst einmal durch die verschiedenen Räume des "Eisenwerks" führt: Von der Werkstatt im Souterrain mit riesigen Modellen, in dem das Büro ganz am Anfang untergebracht war, über den Dachstuhl bis in die grösseren Hallen, in denen heute die meisten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sitzen. Als wir uns, zurück am Ausgangspunkt, an den Tisch mit Astrid Staufer und Thomas Hasler setzen, haben wir die räumliche Orientierung in der ehemaligen Schraubenfabrik ein wenig verloren.

Benedikt Boucsein (BB): Wir wollen mit dem Begriff der Provinz einsteigen. Was versteht ihr darunter? Könnt ihr damit überhaupt etwas anfangen?

Astrid Staufer (AS): Man muss vielleicht vorwegnehmen, dass wir einen unterschiedlichen Zugang zu dieser Frage haben. Thomas wohnt hier in Frauenfeld, während ich seit zwanzig Jahren täglich von der „Grossstadt" Zürich in die „Provinz" pendle. Mittlerweile kokettiere ich mit diesem Begriff. Viele Architekten sitzen in Zürich und wähnen sich in der "grossen Stadt", was in sich schon etwas Provinzielles birgt. Andererseits aber hat sich Zürich - nicht nur physisch, sondern auch wertemässig - weit ausgebreitet und streckt seine Tentakel in die ganze Deutschschweiz aus, mittlerweile sogar bis nach Lausanne. Zwar pendle ich, kultiviere



das aber in die andere Richtung. Für mich ist der Begriff der Provinz daher eher positiv besetzt: Sie stellt eine erfrischende Gegenwelt zum städtischen Sumpf dar. Dort, in der urbanen Architektenwelt, schaut jeder, was der andere macht, ob er dabei ist, ob er mithalten kann. Man steht sich gegenseitig auf den Füssen rum. Hier draussen, an der frischen Luft, kann man in Ruhe seine Gedanken und Themen entwickeln – in Auseinandersetzung mit der Welt, und nicht nur mit jenen, die gerade links und rechts sitzen. Die Landluft hilft, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Milchviehstall Bohl, Kalchrain

"Provinz ist ein städtischer Begriff."

Thomas Hasler (TH): Provinz ist ein städtischer Begriff. Das sagen die Städter. Also sage ich das natürlich nicht *(lacht)*. Der Begriff ist ja in Frankreich entstanden, und die Differenz zwischen Paris und den meisten französischen Städten ist sehr gross. Wenn wir in unseren Planungen stecken, dann sagen wir immer, dass wir gegen eine Verländlichung der Stadt und gegen eine Verstädterung des Landes sind. Im Prinzip aber sind wir hier in Frauenfeld natürlich auch in der Stadt. Es ist vielleicht ein Städtchen, aber es hat städtischen Charakter, den man weiterentwickeln könnte. Wenn man dagegen in Zürich etwas weiter rausgeht, ist man ja nicht unbedingt mehr in der Stadt, nur deswegen, weil es gross ist. Das interessiert uns. Das Bauen auf dem Land ist etwas ganz anderes als das Bauen in der Stadt. Wir haben bisher eigentlich nur zwei wirklich freistehende Projekte auf dem Land, bzw. am Wald und am See, realisiert. Sonst interessieren uns solche Projekte eher nicht. Wir wollen die Demontage der Stadt nicht mittragen.

AS: Was wir schrecklich finden, ist diese Vorstellung vom Riesengeschwür Zürich, das sich über die ganze Schweiz hinweg ausbreitet. Wenn von der Differenz zwischen Stadt und Land die Rede ist, meinen wir die Differenzen im Regionalen mit. Ein Ostschweizer Politiker hat sich einmal bitter darüber beklagt, dass Zürcher Architekten, die für die Bodenseeregion eine Studie erarbeiten mussten, Hochhäuser für die Stadt Kreuzlingen grundsätzlich ausgeschlossen hatten – dabei hätten die Leute hier doch auch gern ihre Ikonen... Und das stimmt. In Zürich herrscht die Vorstellung vor, die einzige Stadt der Schweiz zu sein, die Anspruch auf Urbanität hat. Man versteht, dass sich die Leute

"Wenn man genauer hinschaut, entdeckt man in der Schweiz verschiedene Pole."

Sommerhaus, Thurgau

in den ländlicheren Regionen daran stören. Die Schweiz kann mehrere Zentren haben, die sich von der Landschaft unterscheiden: St. Gallen zum Beispiel hat urbane Qualitäten, auch in kultureller Hinsicht. Wenn man genauer hinschaut, entdeckt man in der Schweiz verschiedene dieser Pole, selbst in der Ostschweiz. Und wir geniessen es, in Frauenfeld zwischen ihnen zu sitzen.

BB: Eure Bürogründung fand nach einem gemeinsam gewonnenen Wettbewerb statt. War der Gedankenkomplex, den du (AS) gerade geschildert hast, beim Standortentscheid Frauenfeld schon vorhanden? Oder war das eher eine intuitive Entscheidung?

AS: Eher eine intuitive, aber je länger wir hier sind, desto mehr werden wir uns ihrer Vorteile bewusst.

BB: Gab es lange Diskussionen?

TH: Wir hatten auch mal eine Mitte im Auge. Und ich habe mich nie gegen Zürich gewehrt. Der Normalfall wäre ja gewesen, dass wir uns dort installiert hätten. Aber es gibt Menschen, die laufen

den anderen hinterher – und solche, die genau von dort weglaufen, wo die anderen hinlaufen... Wir gehören wahrscheinlich eher zu den zweiten. Auch deshalb haben wir uns wohl für Frauenfeld entschieden. Aber es gibt dabei auch ein Problem für die sogenannten Randregionen: Viele gute Architekten kommen ja aus ihnen, beispielsweise Peter Märkli, der auch nicht im Rheintal geblieben ist.

Ferienhaus Eiholzer-Leuthold, Landschlacht

BB: Wobei gerade einige von Eurer Generation ja nach Chur zurückgegangen sind.

AS: Das Bündnerland hatte in den 1980er Jahren eine starke Identität. In der damals aufstrebenden schweizerischen Architekturlandschaft hat das Bündnerland ja zuerst....

TH: ... - davor noch das Tessin - ...

AS: ... richtig, nach dem Tessin von sich reden gemacht. Erst später geriet Zürich ins Rampenlicht. Interessanterweise haben damals Bündner Architekten, die grösseren Aufträgen in die Stadt folgten, für Zürich gar eine Art Beschleunigung erzeugt. Aber wenn wir auf die Geschichte unserer Bürogründung zurückkommen: Thomas und ich haben zwar gleichzeitig studiert. Wir waren im Studium jedoch nicht befreundet, bewegten uns in ganz unterschiedlichen Kreisen und Welten. Für mich wäre es naheliegend gewesen, mich mit einem meiner Zürcher ETH-Kumpels zusammenzutun. Aber dann traf ich Thomas im Büro von Meili Peter und wir entschieden uns spontan, einen Wettbewerb zusammen zu machen - auf dem Lande übrigens. Das Weitere ergab sich dann. Auch hier waren die Differenzen, die aus der Distanz hervorgegangen waren, eine Befruchtung für den Diskurs in unserer Kooperation.

Jeanette Beck (JB): Ich fand nun den Aspekt interessant, dass man hier in Frauenfeld den Raum zum Denken bekommt. Dieser Aspekt scheint zentral zu sein.

AS: Ja, wenn man auf die letzten zwanzig Jahre zurückblickt, ist das schon so. Wir arbeiten hier sicher nicht weniger effizient als in Zürich. Aber mit mehr Gelassenheit. Nur schon das

"Wir arbeiten hier nicht mit weniger Effizienz. Aber mit mehr Gelassenheit."

Hinausfahren aus dem Sog, im leeren Zug, im Gegenstrom, ist ein schönes Gefühl, hat etwas Befreiendes. Dann kommt man hier in Frauenfeld an, die Vögel sitzen in den Obstbäumen und zwitschern, die Leute spazieren gemächlich durch die Strassen und grüssen - ein anderer Rhythmus. Schon dieses Ankommen hat auf die Emotionen und die Art und Weise, wie man arbeitet, einen Einfluss.

Kantonsschule, Wil

JB: Ermöglicht diese Situation eine andere Konzentration?

AS: Richtig, wir fühlen uns hier irgendwie wie in einem Think-Tank. Es gibt wenig Ablenkung. Und der Ort "ab von der Grossstadt" schweisst zusammen. Unsere MitarbeiterInnen finden aus Zürich, Winterthur, St. Gallen, Wil, Steckborn, Schaffhausen oder Konstanz hier zusammen mit einem Ziel: für die Architektur zu wirken. Diese Tatsache vereint, schafft Gemeinschaft, gibt eine spezielle Atmosphäre.

BB: Thomas Hasler, Sie kommen ja ursprünglich aus Frauenfeld...

TH: ... noch etwas weiter vom Land, ganz vom Land.

AS: Er ist ein richtiger Bauernsohn! *(lacht)* Thomas, erzähl doch mal deine Geschichte!

TH: Na gut. Also, Bauernsohn hast du bereits gesagt. Ich bin eines von neun Kindern. Auf dem Land führt das in der Regel im frühen Alter zu einem Beruf und nicht zum Gymnasium. Nur Söhne und Töchter von Ärzten oder Sekundarlehrern besuchten

das Gymnasium. Und die sind heute auch alle wieder Sekundarlehrer oder Ärzte *(alle lachen)*. Ist so! Das war bei mir anders. Über die Lehre als Schreiner hat sich bei mir der Bezug zum Bauen entwickelt – nicht im Sinne von „ich will mal das und das werden", sondern es hat sich entwickelt.

BB: Dieses Gehen eines eigenen Weges erklärt vielleicht auch Ihre Beschäftigung mit Rudolf Schwarz. Von aussen gesehen, scheint dieser Kölner Kirchenbauer der Nachkriegszeit ja ziemlich weit weg zu sein von hier.

TH: Das war ein Zufall, der auch ein wenig mit mir zu tun hatte. Unsere Lehrer, Marcel Meili und Markus Peter, haben Astrid nach Mailand ausgesandt. Aber ich konnte kein Italienisch... (sie lachen).

AS: Als die beiden Assitenten an der ETH waren, haben sie uns Studierende zur Forschung angeregt und uns eine Palette von Architekten vorgelegt, alle damals noch mehr oder weniger unbekannt. Sowohl von Rudolf Schwarz als auch von Luigi Moretti hatte man in der Schweiz damals noch nicht viel gehört. Im Pool waren Protagonisten der Nachkriegsmoderne wie Luigi Caccia Dominioni, Asnago und Vender, Auguste Perret, Fernand Pouillon, Heinz Bienefeld oder auch Achim Freier, deutscher Bühnen-

Bundesverwaltungsgericht, St.Gallen

bildner. Figuren, die uns - gerade auch durch die dort injizierten Forschungen - heute mehr als geläufig sind.

TH: Rudolf Schwarz war allerdings zuerst nicht auf der Liste, sondern Heinz Bienefeld. Ihn gingen wir dann auch besuchen. Forschungsobjekte, die noch leben, haben aber auch Nachteile. Bienefeld hat sich in jener Zeit stark für die Tessiner Tendenza interessiert und diese auch kopiert, was wir schwierig fanden. Und so konnte ich mir nicht vorstellen, über ihn zu forschen. Daneben ist die Figur Rudolf Schwarz aufgetaucht. Man schaut sich seine Bücher einmal genauer an – und versteht einfach gar nichts. Das ist schon mal eine gute Ausgangslage für eine Auseinandersetzung und macht neugierig. Durch mein Schwarz-Studium habe ich dann sicherlich nicht alles, aber vielleicht die Grundzüge verstanden.

JB: Und gibt es nun einen Einfluss von Schwarz auf Ihre Arbeit?

TH: Ich behaupte, dass es den gibt, aber natürlich nicht auf den ersten Blick.

BB: Das würde Rudolf Schwarz ja auch nicht entsprechen.

TH: Nein, gar nicht. Da gibt es eine Transformation.

AS: Ich sehe schon Teile darin, sehr stark. Das Buch von Thomas über Schwarz trägt ja den Titel „Architektur als Ausdruck", ein Thema, das auch einen essenziellen Stellenwert in der eigenen Arbeit hat. Ganz allgemein ist die intensive Beschäftigung mit der Frage des Ausdrucks heute selbstverständlich. Gestaltphänomenologische Aspekte, die in diesem Begriff inzwischen stets mitschwingen, waren zu jener Zeit aber nicht im Fokus. Forschungen wie diese haben in den 1980er Jahren Türen geöffnet, auch hin zu einem stärkeren Ortsbezug des Ausdrucks. Und auf dieser Suche waren für uns die Experimente der Nachkriegsmoderne zentral. Vom Vorreiter Luigi Caccia Dominioni habe ich in meiner eigenen Forschung selber viel Methodisches darüber gelernt, wie jeder Bau zu seinem massgeschneiderten Ausdruck gelangt.

BB: Wir haben jetzt viel über die „metropolitanen" Architektureinflüsse gesprochen – Architekten aus Mailand und Köln. Würdet ihr sagen, dass der Ort, an dem ihr arbeitet, auch die Architektur beeinflusst, die ihr macht? Ausser über die Arbeitsatmosphäre? Ihr baut ja andererseits von hier aus auch an sehr urbanen Orten.

Im Brandhaus II, Zürich-Opfikon

AS: Hätten wir von Zürich aus operiert, so hätten wir aufgrund der Sogwirkung wohl vorwiegend dort gebaut - und unsere Architektur wäre sprachlich eindimensionaler geworden. Dass wir uns "von der Provinz aus" in den unterschiedlichsten Kontexten und mit den verschiedensten Aufgaben beschäftigen konnten, hat sich mit Sicherheit auf unsere vielfältige Untersuchung unterschiedlicher Bauweisen ausgewirkt. Übrigens haben wir lange Zeit kaum in Frauenfeld gebaut; die Aufträge aus dem unmittelbaren Umfeld sind uns nicht auf den Tisch gefallen, als wir hierhergekommen sind. Weil wir aber vom Magnet Zürich entfernt waren, konnten wir unsere Fühler in alle Richtungen ausstrecken und die unbekannten Situationen und Traditionen immer wieder mit frischem Blick in unsere Entwürfe aufnehmen.

"In Zürich wäre unsere Architektur sprachlich eindimensionaler geworden."

TH: Über den Begriff der Provinz eine Differenz der Architektur, der Stilistik festzumachen, scheint mir nicht einfach. Ein Regierungsgebäude ist hier auch klassizistisch, wenn auch vermutlich etwas einfacher ausgeführt. Aber vielleicht bedeuten Baumethodik und Handwerk hier noch etwas anderes, vielleicht spielen sie eine andere Rolle. Dazu kommt, dass wir auch eine andere Fir-

menstruktur haben als wahrscheinlich die meisten Architekturbüros in Zürich. Wir führen unsere Projekte auch aus, betreiben Baumanagement und Bauleitung. Das ist fast uns ein bisschen zugeflogen, weil es diese kompetenten Leute hier noch gibt. In Zürich gibt es sie sicherlich auch, aber in unserem Büro ist das Generalistische vielleicht noch mehr verankert. Das Regionale führt dazu, dass man Beziehungen pflegen kann und oft mit den gleichen Menschen zu tun hat. Man arbeitet dann anders mit den Leuten zusammen. Und das hat wohl auch dazu geführt, dass wir hier andere Strukturen im Büro haben.

"Hier identifizieren sich die Menschen noch viel stärker mit ihrer Arbeit. Auch die Handwerker wollen gute Arbeit abliefern."

Saal Kino Bar Houdini, Kalkbreite Zürich

AS: Tatsächlich ist die Qualität des Handwerks im Raum Zürich nicht vergleichbar mit der hiesigen. Das hat mit der Kleinteiligkeit zu tun: Man kennt sich und ist stolz auf seinen Berufsstand. Hier identifizieren sich die Menschen noch viel stärker mit ihrer Arbeit und ihrem Betrieb. Und dieser handwerkliche Stolz hat etwas Berührendes, ja Motivierendes für uns Architekten. Wir merken, dass nicht nur wir nach Schönheit - nach venustas - streben, sondern auch die Handwerker eine schöne Arbeit abliefern wollen. Das inspiriert und treibt uns an.

JB: Wo wir gerade über Eure Mitarbeiter gesprochen haben: Was hat sich mit dem Bau der S-Bahn für Euch verändert?

AS: Tatsächlich verkehrt heute jede Viertelstunde ein Zug zwischen Zürich und Frauenfeld. Und der Arbeitsweg ist für viele nicht wirklich länger, als wenn sie im Tram innerhalb von Zürich pendeln würden.

TH: Da haben wir auch einen kleinen Vorteil zum Beispiel gegenüber Architekturbüros in St. Gallen. Dort gibt es keine Architekturhochschule, während wir hier auch auf Pendler aus Winterthur, Zürich und Konstanz zählen können.

Kinos und Bar RiffRaff 1 + 2, Zürich

BB: Das bestätigt auch die Grafik, die das Studio Basel einmal von der Schweiz angefertigt hat. Frauenfeld befindet sich hier an einer sehr speziellen Situation. Einerseits kommt noch das Tentakel von Zürich, es ist aber auch Teil der „Stillen Zone".

TH: Dieses Bild trifft es recht gut!

BB: Was bedeutet das Arbeiten in Frauenfeld von der Bauherrenseite her? Habt ihr das Gefühl, dass da auch eine höhere Wertschätzung da ist?

TH: Idealisieren sollte man das sicher nicht. Hier gibt es auch ziemliche Büffel. Ich sage jetzt mal, das breit verankerte Kulturbewusstsein ist hier vielleicht sogar geringer. Aber die Strukturen sind kleiner. Nehmen wir mal an, wir bauen für den Kanton, und dort wird etwas entschieden, was wir nicht gut finden. Dann kann es natürlich sein, dass ich den Regierungsrat anrufe, und sage „Du, das finde ich nicht lustig, was ihr da entschieden habt. Das müsst ihr nochmals anschauen." Lustig findet er das dann auch nicht, aber am Ende drehen wir das irgendwie. Hier könnte das zumindest passieren – in Zürich geht das sicher nicht. Auch an den Amtschefs ist man näher dran. Hier in der Nähe bauen wir zum Beispiel einen neuen Park, ein relativ komplexes Projekt, das eigentlich allein daraus entstanden ist, dass wir zum richtigen Zeitpunkt mit den richtigen Leuten geredet haben.

AS: An der ETH Lausanne sagte vor ein paar Jahren ein Student zu mir: „Wir sind die betrogene Generation. Ihr, die 1980er-Jugendgeneration, konntet dem Stadtrat noch Gurkensalat an den

Kopf werfen, wenn ein Problem auftrat. Unsere Generation hat in den globalisierten Strukturen ihre Ansprechpersonen verloren." Und das stimmt: Verantwortlichkeiten waren zuweisbar. Heute fühlt sich niemand mehr zuständig für Probleme und Fragen. Sie werden weitergereicht und verlieren sich.

JB: Diese Atomisierung der Verantwortung durchdringt die ganze Gesellschaft. Macht diese denn vor der Provinz Halt? Und hat das Beständigkeit? Ist das vielleicht sogar ein zukunftsfähiges Modell?

Primarschule, Illighausen

AS: Der europäische Vereinheitlichungs- und Normierungswahn hat viel Schaden angerichtet. Im Grundsatz habe ich schon das Gefühl, dass föderalistische Strukturen eine Chance für uns Architekten sind.

TH: Im politischen System der Schweiz sind die Kräfte gleicher verteilt, und die Grenzen sind auch da. Das Geld ist in der Region. Das Grenzenlose schafft auch Probleme. Ein Beispiel: Die Pensionskassen haben unglaublich viel Geld. Über die Pensionskassen erfolgt ein Abzug von Geldern aus der Provinz in die Städte, wo es die grossen Investments gibt. So wird das föderale System unterlaufen. Die Kantone dagegen investieren ganz genau entlang und innerhalb ihrer Kantonsgrenzen.

AS: Die intellektuellen Schweizer haben ja zum Föderalismus ein gespaltenes Verhältnis. Sie dürfen diese Schweizer Eigenart nicht positiv benennen, weil sie von unserer Rechtspartei missbräuchlich mit einer mystischen Gründungslegende der Schweiz verknüpft wird. Die Wirklichkeit ist eine andere: Es war ein von

Russland gesteuerter, griechischer Diplomat, der im Rahmen des Wiener Kongresses 1815 die Schweiz wieder zusammengeführt hat - und nicht unsere Bauern... Die Schweiz wurde damals im Zentrum Europas als Puffer zwischen und von den Grossmächten geformt, die eingesehen haben, dass gerade das föderalistische System sich als solcher Puffer eignet.

Häuser Brauchli, Weinfelden

TH: Napoleon wird ja im Thurgau entsprechend verehrt. Hortense de Beauharnais, seine Stieftochter, war ja in Arenenberg im Exil, und Napoleon III., der spätere Kaiser, ist dort aufgewachsen. Er war Schweizer Staatsbürger, Gemeindepräsident, und Thurgauer Atilleriehauptmann. Er hat dort, wie man sagt, selber mit der Schaufel einen Garten angelegt. Später hat er in Paris mit Haussmann in etwas grösserem Massstab gewirkt. Eigentlich hat Napoleon also im Thurgau für Paris geübt.

BB: Und er hat sich lokal integriert. Engagiert ihr euch im Verein, gehört das dazu?

TH: Generell ist das hier schon so. Ich bin aber nicht im Verein, nur ein ganz klein wenig in der Politik.

AS: Als wir das Büro gegründet haben, meinte Thomas, er müsse mir eine Gretchenfrage stellen. Er sei in der falschen Partei. Und das könne geschäftsschädigend sein. Ob mich das störe?

TH: Ich bin in so einer alternativen Splitterpartei *(alle lachen)*. Was dazu geführt hat, dass der damalige Stadtpräsident der FDP uns nicht wirklich gefördert hat. Was wiederum dazu führte, dass wir hier in den ersten zehn Jahren gar nichts zu tun hatten. Das

war aber, wie wir bereits gehört haben, im Endeffekt ein grosser Vorteil, weil wir uns ausserhalb von Frauenfeld nach Aufträgen umschauen mussten.

BB: Das ist interessant. Auf eurer Website sind ja die Projekte auch mit den Kantonen aufgeführt. Ein Grossteil davon steht im Kanton Thurgau. Wie kommt das zusammen?

TH: Wenn Sie da die Bausumme dahinter schreiben würden, sähe es anders aus. Da steht der Thurgau wohl eher an dritter Stelle.

JB: Was uns auch aufgefallen ist: Es gibt keine internationalen Projekte.

AS: Wir haben Projekte gerne vom ersten Strich bis zur letzten Schraube unter Kontrolle, bemühen uns also auch um Kostenplanung und Bauleitung, und suchen uns die Verfahren, an denen wir teilnehmen, entsprechend aus. Da baut man dann eher nicht in Wien - oder Berlin. Wir geniessen den Luxus, den wir hier haben. Über unsere internationale Lehrtätigkeit haben wir ja einen guten Vergleich und einen intensiven Austausch mit Kollegen. Und merken immer wieder: Wir sind hier wirklich im Paradies. Hier können wir es so machen, wie wir es wollen – bis zum Schluss.

Wohnhaus mit Kino und Bistro RiffRaff 3+4, Zürich

Bilder: Heinrich Helfenstein (S.43-46,54), Roland Bernath (S.47), Theodor Stalder (S.49), Sandra Walser (S.50)

Das war's leider schon wieder ...

... aber wir freuen uns schon auf das nächste Mal! Bleiben Sie uns treu. Und verpassen Sie nichts mit dem Camenzind-Newsletter (www.cazmag.com/contact-newsletter).

Ach so, für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotografien kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung nur bei Rückporto. Die Verwertungsrechte an den Beiträgen liegen bei den Autoren. Nachdruck der Texte nur mit Genehmigung der Urheber und mit Quellenangabe. Nachdruck der Zeichnungen / Fotografien nicht gestattet. Ausserdem haben wir uns bemüht, sämtliche Rechteinhaber ausfindig zu machen. Sollte dies an einer Stelle nicht gelungen sein, bitten wir um Mitteilung. Berechtigte Ansprüche werden im Rahmen der üblichen Vereinbarungen abgegolten.